

Jüdisches Leben in Graz

Erscheint begleitend
zur gleichnamigen Ausstellung
im Graz Museum

Bernhard Bachinger,
Gerald Lamprecht,
Martina Zerovnik (Hg.)

mandelbaum *verlag*

5	Grußwort Elie Rosen
10	Jüdisch!? Jüdisch sein und jüdisch leben in Graz – was bedeutet das? Martina Zerovnik
30	1261–1496 Jüdisches Leben in der mittelalterlichen Stadt
34	Zusammenleben, Recht und Willkür – Jüdisches Leben in Graz im Mittelalter Markus J. Wenninger
50	1861–1938 Lebendige Gemeinschaft bis in die Zwischenkriegszeit
54	Von der Wiederansiedlung und dem Aufbau jüdischen Lebens im langen 19. Jahrhundert Gerald Lamprecht
106	1938–1945 Die Verfolgung jüdischen Lebens im Nationalsozialismus
110	Die Beraubung, Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus Gerald Lamprecht
148	1945–Heute Die Freiheit, jüdisch zu leben
152	Rückkehr, Wiederaufbau und die jüdische Gemeinde seit 1945 Gerald Lamprecht
174	Bibliografie
176	Impressum

Grußwort
von
Elie Rosen

Die Ausstellung *Jüdisches Leben in Graz* sowie der vorliegende, gleichnamige Begleitband gehen nicht primär auf eine langjährige Kooperation des Graz Museums mit der Jüdischen Gemeinde Graz zurück. Sie tun es aber indirekt. Denn sie sind erfreulicherweise wohl zu einem guten Teil das Resultat einer freundschaftlichen Begegnung mit dem Direktor dieses Hauses, dessen Wertschätzung gegenüber jüdischer Kunst, Kultur und Religion in den letzten eineinhalb Jahrzehnten auch in seinem musealen Schaffen – in concreto in Ausstellungen zu unterschiedlichen Aspekten des Judentums – in diesem Haus ihren Niederschlag gefunden hat.

Jüdische Identitäten in Europa waren nach 1945 stark geprägt von den verbrecherischen Ereignissen der Jahre des Nationalsozialismus. Die damals mangelnde Bereitschaft Österreichs zur Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit, das fehlende Bekenntnis zu den Realitäten der NS-Zeit und den begangenen Verbrechen, schuf in letzter Konsequenz eine Art Täter-Opfer-Umkehr, die den Überlebenden, den psychischen Opfern und ihren Familien, Schweigen und eine Art Hinnehmen des Geschehenen abverlangte; in ihr mutierten die Gesichter der Opfer zu Spiegeln, denen man nicht ins Gesicht blicken wollte. Die »Aufarbeitung« der Shoa lag damals im Wesentlichen bei deren Opfern und ihren Familien selbst. Sie gipfelte in ihren Auswüchsen in Konformität mit der Mehrheitsgesellschaft, Assimilation und mündete – pointiert ausgedrückt – in einem »Wohlverhalten«, von dem man wider besseren Wissens vermeinte, dass es Antisemit*innen doch noch zu Philosemit*innen machen könnte. Ein »Nur nicht zu viel auffallen« endete in einer Art von Selbstaufgabe, in der die eigene Identität als Jude oder Jüdin von einer negativen Wahrnehmung der nichtjüdischen Umwelt bestimmt und als Stigma empfunden wurde. Die Konsequenzen daraus waren mannigfaltig und reichten oft bis hin zur Selbstverleugnung.

Bei all dem hatte es über Jahrzehnte hindurch auch den Anschein, als ob man es in den jüdischen Gemeinden vor lauter Auseinandersetzung mit den furchtbaren Ereignissen der Zeit des Nationalsozialismus, ja dem eigenen Schicksal, der eigenen Geschichte, verabsäumt hätte, auch einem bejahten Leben, einer Gegenwart Platz einzuräumen.

Sein/ihr persönliches Judentum, seine/ihre eigene Identität als etwas Positives zu empfinden, vermochten manche für sich noch zu bewerkstelligen. Judentum in

einer nichtjüdischen Umwelt aber losgelöst von der Shoa als etwas Lebendiges, Buntes und Facettenreiches zu vermitteln, konnte oder wollte sich im Schatten der Vergangenheit niemand zutrauen. Wie auch? Wie sollte man Außenstehenden etwas positiv vermitteln können, das man im historischen Kontext selbst nicht nachhaltig positiv zu erleben und empfinden vermochte?

In Österreich vermeinte man unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg keine Zukunft für jüdische Gemeinden mehr erblicken zu können. Jüdische Kindergärten, Schulen, Kultur-, Bildungs- oder Forschungseinrichtungen entstanden im Wesentlichen erst in den 1980er-Jahren. Davor erblickte niemand einen Sinn darin, in etwas zu investieren, von dem man meinte, dass es ohnehin keine Zukunft habe.

Jüdische Gemeinden beschränkten daher ihren Fokus auf die Alten, die Kranken und ihr »jüdisches Erbe«; auf das Gewesene und nicht auf das Gegenwärtige oder gar die Zukunft. Das galt verstärkt für nur fünf wieder entstandene jüdische Gemeinden außerhalb von Wien, die mangels ausreichender Rückkehrer oder Immigration stets von einer geringen Mitgliederanzahl geprägt waren. Diese Gemeinden existierten in nahezu devoter Anpasstheit an eine nichtjüdische Umwelt. Assimiliert, wie man es von ihnen erwartete; am Rande der Gesellschaft. Und dies sollte so bleiben, bis im Gefolge der Waldheimaffäre und des Ge- und Bedenkjahres 1938/88 in kleinen Schritten ein Paradigmenwechsel einsetzen sollte. Es waren Arbeiten wie jene der Österreichischen Historikerkommission unter ihrem Vorsitzenden Clemens Jabloner, die schließlich ganz maßgeblich dazu beigetragen haben, jene fundierte Aufarbeitung eines dunklen Kapitels österreichischer Geschichte durch die Mehrheitsgesellschaft einzuleiten, die so lange auf sich hatte warten lassen, und uns die Luft zum Atmen genommen hatte.

Erst über Jahre hindurch vermochten wir Juden und Jüdinnen also selbst die Shoa zwar als einen wichtigen Teil europäisch-jüdischer Identität und Geschichte zu akzeptieren, ohne aber unser Erbe allein auf die Shoa reduziert wissen zu wollen oder dieses allein auf diese basierend zu begreifen. Denn Judentum, wie wir es heute wieder verstehen, blickt auf eine jahrtausendealte Geschichte zurück. Es ist lebendig, vielfältig und gegenwärtig. Und als solches müssen wir es als jüdische Gemeinden auch vermitteln. Das ist für uns in realen Begegnungen gar nicht so leicht, weil jetzt, wo eine Aufarbeitung der Geschichte und damit auch Erinnerungskultur Platz einzunehmen vermochte, wir uns gefühltermaßen oftmals mehr als Repräsentanten einer »untergegangenen« denn einer »lebendigen« Welt wahrgenommen wissen.

Als die Grazer Synagoge 1998 bis 2000 im Vorfeld des Kulturjahres erbaut wurde, war auch sie, dies lässt sich aus der Gesamtheit der zu ihrer Errichtung von offizieller Seite publizierten Texte heute zweifelsfrei erschließen, als Zeichen der

»Wiedergutmachung« gedacht. Genau als solches wollen wir sie aber gerade nicht sehen. Damit wäre der Blick zurück und nicht auf uns, die Zukunft der jüdischen Gemeinde der Gegenwart, gerichtet. Nach umfangreichen Adaptierungen uneingeschränkt nutzbar, ist die Synagoge heute für die steirischen Juden und Jüdinnen aber vielmehr Ort der Begegnung, der Zusammenkunft und des Gebets, wo jüdisches Leben stattfindet. Wo sich dieses weiterentwickeln, ja florieren kann.

Es kam daher auch nicht von ungefähr, dass ich an die Direktion des Graz Museums und an die Kuratorin der Ausstellung »Jüdisches Leben in Graz« mit der Bitte herangetreten bin, die gegenständliche Ausstellung nicht auf die Shoa hin zu konzentrieren, sondern dem Umstand Rechnung tragen zu wollen, dass Graz auch nach 1945 eine wenn auch kleine, aber dennoch wieder sehr lebendige jüdische Gemeinde besitzt, die an ihren historischen Wurzeln anknüpfend seit dem letzten Jahre sogar auch wieder mit jener in Slowenien verbunden ist. Eine Gemeinde, die in Anerkennung ihrer Leistungen mit Unterstützung von Stadt und Land eben ob ihrer Aktivitäten 2023/2024 auch das erste permanente jüdische Kulturzentrum einer jüdischen Gemeinde in Österreich erhalten wird.

Ich freue mich, dass man meinem Wunsche nachgekommen ist, und der Fokus dieser Ausstellung und des vorliegenden Begleitbandes nunmehr auf jüdischem Leben selbst liegt, auf dem Lebendigen, der Vielfalt – damals und heute. Der Begleitband gewährt wie die Ausstellung derart Einblick in ein stolzes historisches Vermächtnis und eine farbenfrohe und bunte jüdische Gemeinde im Graz der Gegenwart zugleich. Eine jüdische Gemeinde, die auf eine und an einer Zukunft für sich selbst baut. Die inhaltliche Ausrichtung unserer jüdischen Gemeinden zum Lebendigen hin ist unsere Aufgabe als Gemeindevertreter und als lebendig möchten wir im Kontext der Geschichte primär im Heute und als Teil der steirischen Gesellschaft auch wahrgenommen werden. Dazu leistet die Ausstellung samt dem zugehörigen Begleitband einen ganz hervorragenden wesentlichen Beitrag.

Jüdisch

Leben

Jew

Life



ches

n in **Graz**

wish

e *in* **Graz**

Jüdisch!?

Jüdisch sein und jüdisch leben in Graz – was bedeutet das?

Martina Zerovnik

Der Begriff »jüdisches Leben« hat sich in wissenschaftlichen Arbeiten und Ausstellungen als gängige Formulierung durchgesetzt. Darin drücken sich bestimmte Zielsetzungen aus. In erster Linie geht es darum, das positive Moment des *Lebens* zu betonen und jüdische Geschichte vom Grauen der Shoa zu lösen, denn meistens steht die Negation jüdischen Lebens im Zuge der nationalsozialistischen Verfolgung und Ermordung von Juden und Jüdinnen im Zentrum der Betrachtungen. Auf welche Geschichte die jüdische Bevölkerung von Graz darüber hinaus zurückblicken kann, in welchen Epochen sie welche Lebensbedingungen vorfand und wie sie ihr Leben selbst gestaltete bzw. heute gestaltet, ist zwar wissenschaftlich umfassend erforscht, in der Allgemeinheit jedoch wenig bekannt.

Der Ausstellungstitel enthält mehrere Perspektiven und Lesarten. Je nachdem, ob die Betonung mehr auf Jüdisch, Leben oder Graz liegt oder wie die einzelnen Teile zusammengesetzt werden, offenbart der Titel von »Jüdisch in Graz« über »Jüdisch leben in Graz« bis hin zu »Jüdisches Graz« viele Bedeutungen. Der Kontext liegt einmal stärker auf der Frage nach der eigenen Identität und Selbstbestimmung, ein andermal mehr auf der Beziehung der Juden und Jüdinnen zur Stadt und ihrer spezifischen Geschichte und Lebensbedingungen, oder wiederum auf jüdischen Spuren in der Stadt. Eine kleine Änderung des Fokus eröffnet neue Betrachtungswinkel und Bedeutungshorizonte. Auf diese Weise gelesen, steht der Titel Jüdisches Leben in Graz für die Begegnung mit und Anerkennung der Vielfalt jüdischen Lebens. Die kleine Jüdische Gemeinde von Graz ist ein wesentlicher und bedeutender Bestandteil der Stadtgeschichte und der gelebten städtischen Vielfalt.

Von »jüdischem Leben« zu sprechen, enthält mehr als allein Fakten jüdischer Geschichte. Es zielt auch darauf, jüdische Kulturen und Lebensweisen, Charakteristika,

Entwicklungen und Fragestellungen zu vermitteln. Die Formulierung »Jüdisches Leben in Graz« verweist auf ein Leben, das in spezifischer Weise als jüdisch und in Graz lokalisiert verstanden werden kann. Damit wirft der Titel nicht zuletzt auch viele Fragen auf. Sie standen am Beginn der Ausstellung und bilden gewissermaßen auch ihren kritischen Kern. Was können wir uns unter einem jüdischen Leben vorstellen, was macht ein Leben jüdisch? Handelt es sich beim Judentum bzw. Jüdischsein um einen Handlungsrahmen oder mehr um eine Frage der Identität und des In-der-Welt-Seins? Was macht Menschen jüdisch? Was bedeutet es, gerade in Graz jüdisch zu sein und jüdisch zu leben? Empfinden Grazer Juden und Jüdinnen ihr Leben überhaupt als jüdisch? Und was an ihrem Leben ist jüdisch?

Wo der Dreidel hinfällt

Die Geschichte des jüdischen Lebens in Graz ist von großen Ambivalenzen und wiederkehrenden, gegenläufigen Entwicklungen gekennzeichnet: von Annäherung und Abgrenzung, von Toleranz und Verfolgung, von Anerkennung und Antisemitismus, von Zusammenhalt und Ausgrenzung, von Aufbau und Zerstörung. Durch die spätmittelalterlichen Ausweisungen verschwand jüdisches Leben ebenso aus Graz wie durch den Nationalsozialismus, um nach jeder dieser Zäsuren wieder in der Stadt aufgebaut zu werden.



Dreidel aus Elfenbein, 19. Jahrhundert, Jüdisches Museum Wien @ Sebastian Gansrigler

Diese Dynamik findet im Dreidel ein treffendes Symbol. Das Judentum ist über 3000 Jahre alt und der Dreidel symbolisiert das Fortbestehen des Judentums. Er ist ein Kinderspielzeug, mit dem traditionell an Chanukka gespielt wird. Der Einsatz sind Münzen oder Süßigkeiten. Seine vier Seiten entsprechen

- נ Nun = jiddisch נישט nisht, »nichts« (Tue nichts)
- ג Gimmel = jidd. גאנץ gants, »ganz«, d. h. »alles« (Nimm alles)
- ה He = jidd. האלב »halb« (Nimm die Hälfte)
- ש Schin = jidd. שטעל אײן shtel ayn, »stell ein« (Leg ein Stück ein)

Der Dreidel ist ein Symbol für das jüdische Leben in Graz. In der Ausstellung dient er einem spielerischen Zugang zum Judentum und als Vermittlungsinstrument, das auf unterschiedliche Betrachtungsmöglichkeiten hinweist. Als Gedankenspiel versetzt er auch die Geschichte selbst in Bewegung. Einmal in Bewegung: Hätte es auch anders kommen können? Auf welche Seite der Dreidel fällt, ist ungewiss – wie im Leben eines (jüdischen) Menschen.

Historische Suche nach jüdischem Leben

Die wiederholten Phasen der Auslöschung und Abwesenheit jüdischen Lebens in Graz machen die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte zu einer Spurensuche, denn mit den Juden und Jüdinnen gingen vielfach auch die Zeugnisse ihres Lebens verloren oder sie wurden bewusst vernichtet. Im Grazer Stadtraum gibt es kaum jüdische Relikte aus vorigen Epochen der Geschichte. Die Gebäude und Plätze wurden zerstört oder durch andere Funktionen überformt. Die Geschichte der Grazer Juden und Jüdinnen betrifft darüber hinaus nicht nur die Stadt Graz und Österreich, sondern viele Staaten der Welt, sodass die Suche nach Erinnerungen und materiellen Zeugnissen beispielsweise zu Nachkommen in Israel, Südamerika oder den USA führt. Häufig sind die Fotografien und Dokumente, die diese uns für die Ausstellung zur Verfügung stellten, das Wenige, das ihnen von ihren ermordeten Vorfahr*innen geblieben ist. Das gibt dem präsentierten Material eine besondere, persönliche Bedeutung und das gilt auch für viele der Abbildungen in diesem Buch.

Siehe Faltplan jüdischer Orte in Graz als Beilage zu diesem Buch



Wenngleich das jüdische Leben in Graz durch Brüche gekennzeichnet ist, zeigen sich auch Kontinuitäten. Das Leben von Juden und Jüdinnen ist über alle Zeiten hinweg von Willkür, Verfolgung, Gemeinschaft und Vielfalt geprägt. Konstruierte Anschuldigungen, Vorurteile, antisemitische Übergriffe, offener Hass, Konflikte, aber auch Toleranz, nachbarschaftliche, freundschaftliche und partnerschaftliche Verbundenheit, gemeinschaftliche Solidarität und gleichberechtigtes Zusammenleben finden sich in allen Epochen der jüdischen Geschichte von Graz. Die Ausstellung fokussiert vier Aspekte – Willkür, Verfolgung, Gemeinschaft und Vielfalt – und vier historische Epochen bzw. wesentliche Phasen der jüdischen Geschichte – Mittelalter, Mitte 19. Jahrhundert bis 1938, Nationalsozialismus, Nachkriegszeit bis Gegenwart.

Für Graz sind Juden und Jüdinnen oder vielmehr die »Judengasse« erstmals in einer mittelalterlichen Quelle von 1261 erwähnt. Im Mittelalter war die jüdische Bevölkerung selbstverständlicher Teil der städtischen Gesellschaft und manche Juden waren anerkannte Persönlichkeiten. Es gab ein jüdisches Viertel mit Synagoge und rituellen Einrichtungen wie einer Mikwe (Tauchbad) im Bereich der Herrengasse, wo Juden und Jüdinnen nicht abgesondert, sondern zusammen mit christlichen Stadtbewohner*innen lebten. Die jüdische Bevölkerung war jedoch zunehmend einer gewissen Willkür ausgesetzt. Die Möglichkeit, in Graz zu leben, war vom Willen und der Gunst der Herrschenden abhängig. Es wurde Juden und Jüdinnen erlaubt, solange dies im Interesse der herrschenden Gesellschaftsschichten lag. Erfundene Anschuldigungen wie Blutopfer oder Hostienschändungen wurden als Vorwand für Verhaftungen und schließlich die mehrfache Ausweisung der jüdischen Bevölkerung genutzt, wenngleich in Wirklichkeit politische und wirtschaftliche Motive dahinterstanden. Die Juden und Jüdinnen wurden 1438 aus der Steiermark ausgewiesen, durften 1447 zurückkehren und wurden 1496 erneut ausgewiesen. Insbesondere die Quellenlage des Mittelalters weist viele Leerstellen in der Geschichte des jüdischen Lebens auf. Es gibt keine Quellen, die das Aussehen des jüdischen Viertels zeigen. Bei vielen Annahmen handelt es sich um Vermutungen und Schlussfolgerungen, zum Beispiel wo sich damals die Synagoge befand. Erhalten geblieben sind vor allem nichtjüdische herrschaftliche Urkunden und (jüdische) Rechtsdokumente

Siehe S. 37

Siehe S. 44

Siehe S. 46–49

